

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 5 (1901-1902)
Heft: 8

Artikel: Mütterlis machen : Erzählung
Autor: Lienert, Meinrad
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663674>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mütterlis machen.

Erzählung von Meinrad Lienert, Zürich. Nachdruck verboten.

Das war in meiner Schulbubenzeit. Da wohnte im Bergdorfe Einsiedeln neben uns in einem alten Tätzch Hause eine arme Wittwe mit einem heiterschopfigen Kind, das Marieli hieß. Kein Tag verging, an dem wir nicht zusammen auf der Gasse waren und miteinander spielten. Ich mochte es gar wohl leiden, obschon es nur ein armselig Fegeleröcklein trug und barfuß lief, weil es mir allzeit den Willen tat und mich gleich wieder mit seinen heimweherischen blauen Augen anlächelte, auch wenn ich noch so schlimm mit ihm umsprang und es in den heiterlachten Haaren packte. Am liebsten spielte das Marieli „Mütterlis“ und wiegte dann ein in einen Lumpen gewickeltes Scheitlein, daran ein großer Erdapfel als Kopf stak, also zärtlich, als trüge es ein Königskindlein in den bloßen Armen. So gern hatte es die Wickelkindlein, daß es sie in die Wänglein biß, wenn es an eines gelangen konnte. Ich meinerseits liebte aber mehr die lebhafteren Spiele, wie „Jagis“, „Räuberis“ und dergleichen, und gab mich nur dazu her, Mütterlis zu machen und den „Vater“ zu spielen, wenn ich mich vorher gehörig ausgewildet hatte. Gewöhnlich spielten wir vor unserem Hause. Das war ein einfaches Dorfwirtshaus, über dessen Eingang ein großer runder Schild von Eisenblech hing. Dieser Schild war eine große Merkwürdigkeit, wenigstens blieben viele Fremde davor stehen und beaugenscheinigten ihn lange und, wie es schien, mit großem Vergnügen, denn es pflegte sie allemal zu lächern. Auf dessen einer Seite stand mit großen Buchstaben zu lesen „Gasthaus zum Adam und Eva“, auf der anderen Seite aber waren der Adam und die Eva gar schön und, wie sie Gott erschaffen hatte, abgemalt. Adam trug ein zierliches Ahornblatt vor dem Leib und die Eva, die in einen zündbrandroten Apfel biß, trug als Schürzchen die aufgelösten Enden ihres flachsfarbenen Haarschopfes. In dem Apfelbaum aber hauste eine fürchterliche Schlange. Oftmals zur Winterszeit warfen wir Buben mit Schneeballen nach den Stammeltern, also daß der Schild hin- und herwackelte und die Eva und der Adam aussahen wie ein in Eisbärenpelze gekleidetes Eskimopärchen.

Eines Herbsttages nun, da wir keine Schule hatten und uns vor dem Hause herzlich langweilten, — denn wir hatten bereits alle unsere wilderen Spiele durchgelebt, — schaute das Marieli lange zu dem Wirtshauschild an unserem Hause empor, dann sagte es mit einemmale: „Du Meiredli, los, weißt Du, was der Adam und die Eva dort oben machen?“

„Ja“, sagte ich, „den verbotenen Apfel essen sie.“

„Nein“, gab das Mägdlein zurück, „ich weiß, was sie machen.“

„Was denn, sag!“ wunderte ich.

„Oh, Mütterlis machen sie.“

„O Du Dumme Du!“ lachte ich heraus, „die haben gar kein Kind, da können sie doch nicht Mütterlis machen.“ Ja, das leuchtete ihr ein, ohne Kind konnten sie nicht Mütterlis machen. Beschämt sah sie in ihren Schoß auf das bekleidete Stöcklein mit dem Erdapfel nieder. „Aber ich hab eins“, sagte sie halblaut.

„O gigi, das ist ja gar kein rechtes“, machte ich, „das ist ja bloß ein Scheitlein und ein Erdapfel dran, das ist ja bloß ein Titibabi, gigi, gigi!“ Sie blickte ein Weilchen starr auf ihr Babi nieder, dann gab es ein frummes Mäulchen und auf einmal weinte sie lautlos vor sich hin, daß die Tränen wie ein Bächlein über ihre Wangen gingen. Verlegen saß ich neben ihr auf dem Eckstein, hätte sie gern getröstet und mußte nicht wie. Aber mit einem Male versiegteten ihre Tränen, sie hob das bleiche Gesichtchen und sah mich lächelnd an. „Hör“, sagte sie halblaut, „hör“, ich will Dir etwas ins Ohr sagen.“

„Was?“ machte ich neugierig und leise und rückte recht nahe zu ihr her, „so sag’s!“

„Ja, aber Du darfst es niemand sagen, gelt?“

„Gewiß auf Ehr und Seligkeit nicht.“ Sie drückte sich ganz nahe an mich heran, hielt die mageren Händchen neben den Mund und raunte mir ins Ohr: „Die Klosterfrauen haben uns ein kleines Kindlein gebracht.“ Ich war starr vor Erstaunen und Neid. „Ein rechtes?“ fragte ich endlich. „Ja, ein rechtes“, sagte sie, „ein ganz lebiges, es kann schon weinen, hör’ so: ihihih! und jetzt“, machte sie stolz und warf ihren Erdapfel in den Gassengraben, „jetzt will ich das Babi auch nicht mehr, ich geh’ jetzt lieber heim und mache mit dem Franzischgeli Mütterlis.“ Ich dachte nach, das mußte herrlich sein, mit einem so wahrhaftigen, lebendigen Kindlein Mütterlis zu machen. Da fiel mir plötzlich etwas ein. „Kann ich auch Mütterlis mit eurem Kindlein machen?“ fragte ich leise, „es muß doch einer der Vater sein.“

„Ja“ sagte es und bekam wieder ein schiefes Mäulchen, einen Vater hat es keinen und ein Vater muß sein, die Mutter sagt es auch und tut alleweil so viel weinen, daß das Franzischgeli keinen Vater nie gehabt hat und bloß eine Mutter.“ Sie blickte traurig auf den Boden. „Kann ich nicht der Vater sein?“ fragte ich ängstlich, einen abschlägigen Bescheid fürchtend. Das Mädchen sann ein Weilchen nach, „Wohl, wohl“, meinte es dann, „ich wollte Dich schon gerne der Vater sein lassen, aber weißt

Du, die Mutter ist halt fort auf den Taglohn, und da schimpft sie allemal so stark, wenn ich jemand in die Stube nehme, und darum schließt sie die Tür ab und ich muß alleweil durch's Fenster steigen, um dem Franzischgeli den Lutscher und die Milch zu geben, wenn's weint; da darf ich halt Dich nicht hineinnehmen, aber, aber", nun kam ihr plötzlich ein Einfall, weißt Du was, Meiredli, ich steige durchs Fenster hinein in die Stube, das darf ich, und hole das Franzischgeli, dann so gehen wir zusammen ob den Weiher hinauf in den Klosterwald. Dort weiß ich ein grünes Stübchen aus Tannreisig, ich hab' es gestern beim Tannzapfensammeln gefunden, und dort, gelt Meiredli, machen wir Mütterlis, Du bist der Vater und ich die Mutter und das Franzischgeli das Kind, und wenn es Vesper läutet, so trage ich das Kleine wieder zurück in die Stube, und wenn die Mutter darnach heimkommt, so merkt sie kein bißchen, gelt?!"

"Ja, ja", stimmte ich bei, "so hol' jetzt nur schnell das Franzischgeli und bring' es in den Wald hinauf, ich gehe jetzt voraus." Sie sprang auf, verschüttelte den blonden Kopf und lief dem alten Tätzschause zu, ich aber jagte in tollen Sprüngen hinauf gegen den Klosterwald. Dort warf ich mich am Waldrand ob dem Weiher ins Farnkraut und mochte es kaum erwarten, bis das Marieli mit dem wahrhaftigen und lebendigen Titibabi ebenfalls gegen den Wald hinauflief. Da kam sie endlich. Ihre sonst so blassen Wangen waren gerötet, heftig leuchtend ließ sie sich zu mir in die Farnfedern nieder. In den Armen trug sie das in eine Windel eingewickelte Franzischgeli, das mich aus seinem roten Gesichtchen mit zwei kugelrunden Neuglein munter anglokte. Sie knüpfte ihm das aufgegangene Häubchen wieder und sagte: "Gelt, Meiredli, es ist ein schönes und ein so gescheites, horch nur, es kann schon reden." Und wirklich "chrr chrr" lallte das Franzischgeli und griff mit den kleinen Fingerchen nach einer über uns hängenden Stange, die voll rotglänzender Dornbuten war. "So", machte das Marieli, "jetzt hab' ich ausgeruhet, weißt, das Franzischgeli ist gar ein schweres. Komm jetzt, Meiredli, nun wollen wir ins Stübchen gehen." Es erhob sich und lief mit seinem großen Babi voran durch den Busch, sorgfältig achtgebend, daß ja kein zurückschnellender Zweig ihr Kindlein treffe. Emsig lief ich hintendrein, und jetzt blieb sie stehen und vor uns, nahe dem rauschenden Hochwald, war etwas wie eine grüne Laube. Sie bückte sich, kroch hinein, ich ihr nach. Da standen wir in einem niedlichen grünen Stübchen, die Wände waren mit eitel Laub und Tannreisern ausgeziert und am Boden in einem Winkel befand sich eine kleine Bank aus einem angefaulten mit Moos gepolsterten Zaunstück bestehend. "So", sagte das Mägdlein, "jetzt sind wir hier und das

ist jetzt unser Haus, und Du bist der Vater und ich bin die Mutter, nun müssen wir unserem Kind ein schönes Bettlein von Moos und Tannenhaut herrichten, wie es im ganzen Dorf kein weicheres gibt, denn wir sind nun reich, reich und Du bist ein König und ich eine Königin und das Meiteli muß auch ein schönes, schönes Krönlein haben, gelt?"

„Ja“, stimmte ich bei, „und ich muß jetzt auf die Jagd gehen und einen Bären schießen und dann so komm ich wieder heim und dann so essen wir zu Mittag gelt?“ Ich hatte zwei Äpfel im Sack und ein großes Stück Vesperbrot. Diese Dinge reichte ich dem Marieli. „Ja, ja, geh' jetzt nur“, gebot sie und bewegte des Kleinen Armchen hin und her zum Abschiedwinken. „Adie wohl, Königin!“ sagte ich selbstbewußt und begab mich, einen dünnen Ast stolz über die Schulter tragend, auf die Bärenjagd. Ruhelos stürmte ich nun im Hochwald umher, schoß und schleuderte meine Waffe nach allen faulen Baumstrünken und bemoosten Steinen ab, daß es nur so knackte, und endlich gelang es mir, ein greuliches Ungetüm von einem Bären, das auf ein Haar einer großen schwarzen Baumwurzel glich, zu erlegen und triumphierend kehrte ich mit meiner Beute heim. Mit großer Freude und Herzlichkeit wurde ich im grünen Schloßstübchen empfangen. Die Frau Königin hatte dem Franzischgeli ein gar weiches, lustig knisterndes und raschelndes Bettlein von dürrer Laub in einem Winkel des Stübchens hergerichtet; darauf lag nun das Wickelkind. Um das Häubchen hatte es ein zierliches Kränzlein von purpurroten Dornbuten und mit den Händchen zerrupfte es ein Gentianenstäudchen voll blauer Glocken und versuchte allezeit damit zum Mäulchen zu kommen. Das sah gar vornehm aus, aber noch nobler war das Moosbänkchen aufgerüstet. Auf zwei goldgelben Ahornblättern prangten die beiden Äpfel und auf lauter rosenrote Herbstzeitlosen war das Stück Brot aufgetischt. Der ganze Tisch aber war mit weißen Backsteinen garnirt und als süße Speise lagen auf einem Huflattichblatt eine Handvoll kohlschwarzer Brombeeren und blaubestäubte Dornzweitschglein. „Gelt, das ist schön, Herr König!“ sagte das Marieli. „Ja“, bestätigte ich, nahm meine Tabakspfeife, ein langstieliges Lärchenzapfen aus dem Mund und warf die schwarze Wurzel in eine Ecke: „Hier habe ich den Bären, aber jetzt wollen wir essen.“ Alsogleich begann ich den einen der Äpfel anzubeißen und zögernd fragte das Marieli, ob es nun auch einen Apfel haben dürfe, im Notfall sei es zufrieden, wenn es zwei Mal davon abbeißen dürfe. Ich überließ ihm jedoch großmütig den andern Apfel ganz. „Das Brot wollen wir auf das Nachteffen sparen“, meinte sie schüchtern. Erst war ich hierin sehr bestrickt, am liebsten hätte ich's gleich auch aufschnabulirt, aber dann hätten wir ja nichts mehr zum Nachteffen gehabt

und ein König kann doch nicht ohne Nachteffen ins Bett. „Meinetwegen“, sagte ich und sie versorgte das Stück Brot in ihrem Fegeleröcklein. Ich aß derweilen ihre Brombeeren und Dornzetschglein alle auf. Auf einmal fing das Franzischgeli zu schreien und zu quieken an. „Vater“, bat sie, „nimm das Kind, ich will noch schnell den Tisch abräumen und aufwaschen.“ Nicht ohne eine gewisse Unruhe nahm ich das quiekende Wispelding auf und trug es im grünen Stübchen umher. Es war eine saure Arbeit, das Kleine wollte sich durchaus nicht beruhigen lassen, und ehe ich mich's recht versah, hing die Windel auf allen Seiten auf den Boden herab und das Franzischgeli lag splitternackt und zappelnd auf meinen Armen. „Frau Königin“, sagte ich unruhig, — das Franzischgeli schwißt, mein' ich.“ Ich hielt es weit von mir und da schoß das Marieli erschrocken vom Moosbänklein auf und nahm mir das Zappelbeinchen rasch ab. „Ach, Du armes Schazeli!“ wehlagte es, „Du liebs Mäuschen Du! Komm, komm, ich will Dich schon herumtragen, daß Du nicht so frieren mußt.“ Sie wickelte das Kind sorglich wieder ein und trippelte damit, es allzeit zärtlich wiegend, im Stübchen herum: „Ja, mein Schazeli“, sagte sie lieblosend, „es hat halt kalt, so hat's, mein Zibuseli*) mein Schazengelein, mein liebs, liebs Herzelein! Du Du Du!“ machte sie neckisch und tippte des Säuglings Lippen, — „ja, so mach' Neugelein, ja, so mach' ein Mäulchen! — Es hat auch gar so kleine Oehrchen wie ein Haselmäuschen und so feine Fingerchen und kleinwinzige Nägelchen dran, o Du Du Du! Man möchte es grad zu Tod drücken. Maiteli, Schazeli, Mäuselein! Da da, da!“ jetzt herzte und verküßte das Marieli die Kleine, daß sie Zeter und Mordio schrie. Die kleine Mutter schien alles um sich vergessen zu haben und begann dem quiekenden Kind Schlummerliedchen zu singen:

„Franzischgeli im Wald
Diis Mütterli chunt bald!
Franzischgeli, försch nüd?
Es ruschet im Gstüüb —,
Diis Mütterli chunt z'springe,
Will's s' Heiweh tuet zwinge,
Will s' Härz so mueß blange,**)
Will es Glöggli dri hanget
Und es Schlägeli dri inne,
Tuet allemüil chlinge:
Buebli mis, Buebli mis!
Bis s' Glöggli tuet springe.“

*) Schmeicheltätzchen.

**) sich sehnen.

Und wirklich bald schlief das Franzischgeli ein. Ich hatte mich auf das Bänklein niedergelassen und gelangweilt den mütterlichen Zärtlichkeiten zugesehen. „Marieli“, sagte ich, „ich tue nicht mehr mit, ich geh’ lieber heim.“

„Ach Du“, machte sie halblaut, „wohl, so tu’ jetzt noch ein bißchen, es hat ja noch gar nicht einmal Vesper geläutet.“

„Meinetwegen, ich geh’ halt heim.“ Sie wäre zu gerne noch im grünen Stübchen geblieben, hätte die junge Königin gemacht und ihr Prinzeshen gewiegt und gehegt. „Bloß noch ein Weilchen“ flehte sie, „gelt, Meiredli?“

„Ich geh’ heim“, machte ich und sprang auf. Da bekam sie rote Wänglein: „Hör’!“ flüsterte sie, „jetzt weiß ich etwas, nun machen wir Zigeunerlis, weißt Du, wie uns der Schullehrer erzählt hat und wo sie dann das Kind gestohlen haben und wo es dann der Vater find’t und der Mutter heimbringt und wo sie dann eine so große Freude haben, gelt?“ Ich überlegte ein Weilchen. Wohl, wohl, das ging mir ein, Zigeunerlis das tät’ ich schon machen und das Kind verstecken. Und dann wollte ich’s den bösen Zigeunern wieder allen entreißen und alle erstechen und erschießen und auf einmal so wollte ich mit dem Kind wieder vor der Frau Königin stehen: da habt ihr euer Kind, die Zigeuner sind alle totgeschlagen von mir! Das mußte großartig werden. „Ja, ich tue“, beschied ich, „so leg jetzt das Franzischgeli weg und fehr Dich gegen das Moosbänklein und dann stehle ich’s und trage es fort.“ Zögernd legte es das Marieli auf das Laubbettlein nieder; das Mägdlein überkam doch etwas wie Angst, ich könnte zu weit damit gehen und mich im Wald verlaufen. „Aber gelt, Meiredli, Du bringst es mir gleich wieder, he?“ ermahnte es, mit den großen blauen Augen besorgt zu mir aufschauend, „es fürchtet mir sonst“.

„Ja, ja“, machte ich, „so lug jetzt doch einmal weg, so lug!“ Nun, wandte sie sich ab und husch — war ich mit dem schlafenden Wickelfind zum grünen Laubstübchen hinaus und auf und davon im Unterholz. So gar schnell gedachte ich nicht zurückzukehren, denn das wäre doch kein rechter Zigeuner, der bei der Tür schon wieder reumütig zurückkehrte. So lief ich weit und immer weiter ins Holz hinein. Da geriet ich mit einem Male in die Brombeerranken und mit Wonne bemerkte ich, wie sie alle von überreifen schwarzen Träubchen strotzten. Ich begann davon zu pflücken, aber da es mit dem Kind im Arm nicht gut ging, so wickelte ich das sorglich ein, legte es behutsam unter einer Erlenstaude nieder und begann zu beern. Ein Weilchen mochte ich also im Brombeergerank und Farngestrüpp herumgelaufen sein, da flatterte auf einmal ein schwarzer

Vogel vor mir auf und hing sich, angstvoll nach mir äugend, ins wilde Gerank. Das mochte eine junge Walddrossel sein, denn nun erhob sie sich wieder taumelnd und hastete schwerfällig über die Heidelbeerstäudchen auf eine niedere Staupe. Ein paar Sprünge und fast hätte ich sie erhascht und nun ging eine wilde Jagd los durch Busch und Gestrüpp und richtig, im Hochwald gelang es mir, den hülflos flatternden Vogel zu fangen. Ich war überglücklich. Triumphirend schoß ich mit der unerwarteten Beute davon, um meine Gespielin damit zu überraschen. Lange, lange irrte ich im Walde herum, konnte mich nicht mehr zu unserm Laubhüttchen zurückfinden. „Meiredli!“ tönte es da mit einem Male fern von mir im Holz. „Meiredli, Meiredli!“ kam ein ängstliches Rufen aus weiter Ferne. „Da bin ich, Marieli!“ schrie ich, die freie Hand an den Mund legend, „ich komme gleich!“ In tollen Sprüngen ging's durch das Unterholz in der Richtung nach Marielis Stimme, verzweifelt pickte mich der Vogel in die Hand. „Meiredli, Meiredli!“ schallte es näher.

„Ja!“ Da teilte sich das Gebüsch und das Marieli stand mit zündbrandroten Wangen vor mir. Ihr Röcklein war zerrissen und ihre flachsfarbenen Haare hingen ihr wild um die Ohren und ins Gesichtchen. „Lug, lug, Marieli!“ lärmte ich, „lug, was für einen großen Vogel habe ich gefangen!“

„Ja“, machte sie schweratmend, „aber, aber — wo hast unser Maiteli?“ sprudelte es heraus. Jeses, Gott und Vater im Himmel oben! Das Maiteli, das Maiteli das hatte ich ganz vergessen. Eine entsetzliche Angst überfiel mich und ich stotterte: „Eh, das Franzischgeli, eh jah, eh ich hab' es halt versteckt, weil ich“, die Tränen schossen mir in die Augen und ich plärrte hinaus: „Weil ich halt ein Zigeuner bin.“

„Wo hast es denn versteckt?“ fragte sie hastig. Ja, das war eine heikle Frage, die ich auch mit dem Doktorhut auf dem Haupt nicht hätte beantworten können. „Eh, mein' ich, dort, nein dort, oder dort!“ Ich zeigte nach allen vier Himmelsrichtungen. Da ward es mir schier schwarz vor den Augen, denn das Marieli war totenbleich geworden und in seinen Augen lag ein Schrecken, der mich lähmte, und husch — entflog meiner zitternden Hand die Drossel. Ich sah ihr mit keinem Blicke nach. „Jeses, jeses, unser Franzischgeli!“ schrie jetzt das Mägdelein auf und sein armselig Fegelsröcklein schlotterte ihm um den Leib. Starr sah es einen Augenblick ins Gesträuch, dann nahm es rasch meine Hand und sagte, mit tränenerfüllten Augen mich zärtlich anblickend: „Gelt, Meiredli, Du hilfst mir das Franzischgeli suchen, he?“ Ja, wollte ich sagen, aber da wies sie mich ins Gebüsch: „So lauf, so lauf und such auf dieser Seite und ich suche auf der andern. Franzischgeli, Schageli, Schageli!“ schrie

sie auf und schoß mit ihren blutiggeritzten Füßen ins Gestäude. Und „Franzischgeli, Franzischgeli!“ heulte ich und jagte ebenfalls durchs Gebüsch. Ich suchte und suchte schreckerfüllt und immer ferner her hallten des Marielis verzweifelte Rufe, bis sie ganz verstummten. Ich konnte das Kind nicht mehr finden. Es begann zu dämmern, der Wolf kam mir in den Sinn, der das Rottkäppchen fraß, und wie eine Eule im Hochwald unheimlich künzte, dachte ich mir, das sei gewiß die Hexe, welche die Kinder verlocke und schlachte. Eine wahre Todesangst ergriff mich, ich suchte den Ausgang aus dem Wald zu finden und lief dann im Galopp heimzu. Dort wurde ich sofort einem peinlichen Verhör unterzogen, denn man hatte mich mit dem längst samt dem Kindlein vermißten Marieli spielen sehen, und da bekannte ich meine Missethat. Mittlerweile war es Nacht geworden. Ein Wächter und ein Landjäger, die geängstigte Witwe, mein Vater und ich gingen, mit Laternen ausgerüstet, in den Klosterwald hinauf auf die Suche nach den vermißten Nachbarkindern. Es wollte aber nicht gelingen, sie zu entdecken, ich starb schier vor Kummer und also irrten wir bis zum Morgengrauen im finstern Holz herum. Aber als die Meisen schon im Geäste herumzuflattern begannen, stand der Nachtwächter plötzlich still und machte halblaut: „Seht, seht, da liegen sie!“ Er und der Landjäger hoben die Laternen hoch und wirklich, da lag im bereiften Farnkraut im bloßen Hemde und mit blutigen Füßen das Marieli und schlief, und an seiner blutrünstigen Wange ruhte, sorglich in des Mädchens Fetzröcklein eingewickelt, das Franzischgeli, lutschte munter an einem großen Stück Brot und äugelte die ganze nächtliche Streifpartie seelenvergnügt an. — Von der Zeit an durften wir mit dem Franzischgeli nicht mehr Mütterlis machen. Als das Wickelkindlein später einer Kinderkrankheit erlag, war Marielis Schmerz größer als der seiner Mutter, es war einfach untröstlich und plünderte Feld und Wald, um das kleine Grab zu schmücken.

Es kam dann ein Tag, an dem die arme Witwe nebenan im Tätzshaus fort und außer Landes zog. Ob dem alten Gerümpel, neben einem wurmstichigen Spinnrad auf einer Stabelle kauerte das Marieli auf dem Wagen, sah mich mit seinen großen, heimweherischen Augen trübselig an und winkte mir im Davonfahren solange zu, als es mich sehen konnte. Und wie es hinter einem Hause verschwand, war mir, als sei ein gutes Englein aus der Gasse fortgezogen. — Jahre vergingen. Ich war zum angehenden Manne geworden und hatte von meiner ehemaligen nachbarlichen Gespielin nie mehr etwas vernommen. Eines Morgens nun, wie ich am Fenster stand und nach dem Wetter ausschaute, kam aus einem Seitengäßchen mit einemmale ein Landjäger geschritten und an seiner Seite

ging müd und abgehezt ein junges Weib, das auf den Armen ein Kind trug. Das Kleine mochte etwa ein Jahr alt sein, war mit einem weiß und rot gesprenkelten Fähnchen bekleidet und schwang in den Händchen ein hölzernes, bemaltes Babi. Gesenkten Hauptes schleppte sich das bleiche Weib dahin und verschwand mit dem Landjäger in der nahen, nach dem Rathaus führenden Gasse. Obschon ich ihr Gesicht nicht recht hatte sehen können, war sie mir doch so bekannt vorgekommen und plötzlich ging mir ein Licht auf: zwei große, heimmwehfranke Augen lugten mich an, — es war das Marieli, meine Gespielin von ehemals, die man da am Hause vorbeigeführt hatte. Also so mußte ich die Arme wiedersehen. Ob die Kleine wohl ihr Kind war? — Ein Weilchen nachher ergriff ich den Hut, verließ die Stube und ging auf das Rathaus. Wie ich nun in dessen Haustüre stand, war droben vor der Amtsstube des Gemeindepräsidenten ein ungeheurer Lärm und ein heillooses Gepolter, ein plärrendes Weinen, ein Schimpfen, Hin- und Herlaufen und Stampfen und eine Stimme schrie alleweil: „Ich geb' es nicht, nein, ich geb' es nicht! Laßt mich los! O mis Buebli, mis Buebli!“ Eine Kinderstimme plärrte in einem fort: „Männä, Männä, Männä!“ In ein paar Sprüngen war ich die Stiegen hinauf. Im Gang vor der Amtsstube halgten sich zwei Landjäger, ein fremder und der einheimische mit einem jungen, bleichen Weib herum, das ein Kind, welches sich mit den Armen um ihren Hals krampfte, wütend verteidigte. Aber die Beiden suchten es der Aufschreienden mit roher Gewalt zu entreißen. In der Türe stand der Gemeindepräsident und schaute dem wilden Ringen zu. Das bleiche Maitli, — es war richtig mein ehedoriges Nachbarkind, das Marieli, — schlug, biß und fragte verzweifelt drauflos und schrie gellend auf, denn fast gelang es den Polizisten ihr das heulende Kind zu entwinden. Da fuhr die dröhnende Stimme des Präsidenten in das Geschrei: „Halt, halt, laßt sie los! Laßt ihr ins Donners Namen den Frak, das geht ja beim Eid zu, wie beim Kindleinmord zu Bethlehem, ich bin aber kein Herodes, ich.“ Die Landjäger ließen knurrend von der Schweraufatmenden ab. „Aber das sag' ich Dir Maitli“, wetterte der Präsident, „mit dem Herumstreichen und Herumfahren in fremdem Land geht's nicht mehr. Leg einmal Deine dumme Schüchternheit ab und tu' nicht so geschämig, die hiesigen Leute haben schon heftlere Dinge gesehen und verrupftere Katzen und sind doch nicht rot geworden. Also bleib im Land und nähre Dich redlich, wie's heißt, sonst sperr' ich Dich ein, verstanden! Dem Bauer jenseits des Sees, der Dich angeführt hat, will ich also schreiben, daß Du ihm das Kind durchaus nicht überlassen wollest, es sei da nichts zu machen, er wird Dich dann wohl gehörig unterstützen, hat's und vermag's.“

„Ich will nichts von ihm, keinen Kappen, lieber verhungern!“ rief die Marie, die ihr Büblein stürmisch liebte und nun ihre aufgelösten und zerzausten Haare ordnete. „Ja, Maitli“, sagte verwundert der Präsident, „was bist denn Du für eine Gespäßige? Hast denn so einen Abscheu vor ihm, daß Du von ihm nicht einmal etwas annehmen willst, hast ihn denn nicht gern?“

„Nein“, machte sie kurz.

„Warum denn nicht?“

„Ich, ich, — er ist so ein, — ach, ich weiß es selber nicht“. Starr vor Verwunderung glogten die drei auf das Maitli, das seinem Kleinen sorglich das Näschen schneuzte. „Hm, hm“, meinte der Präsident, „Du bist jetzt eine Seltsame Du und wirfst auf einmal heifelnäschig. Magst ihn nicht und hast trotzdem mit ihm wilde Hochzeit gemacht und ein Büblein von ihm angenommen, schau, schau.“

„Ja“, stammelte sie halblaut, ward über und über rot und blickte scheu am Boden hin, — „weil ich halt gar so unerfahren war und, und —“ sie umhalste plötzlich also ungestüm ihr Büblein, daß es mörderisch aufschrie, — weil ich halt die kleinen Kindlein gar so gern habe.“ Jetzt lachten die Landjäger ein Fuder Pflastersteine heraus und der Präsident stimmte polternd ein, wie der Schnee, der vom Dach fährt. Da faßte das Marieli ihr Knäblein fester und huschte flink, ohne mich im mindesten zu beachten, die Stiegen herunter. „Maitli!“ lärmte ihr der Präsident nach, „daß Du mir nun ordentlich tußt, im Land bleibst und arbeitest, sonst gilt's dann Ernst!“ Sie hörte den Zuruf nicht mehr, war längst aus dem Rathause. Wie ich nun mit dem Präsidenten in der Amtsstube saß, erzählte er mir, wie das Marieli nach dem Tode seiner Mutter über den See in den Dienst eines großen Bauern gekommen sei und von ihm ein Kleines erhalten habe. Sie sei aber noch vorher vom Hofe geschickt worden. Später habe es den Bauern gereut, sie fortgetan zu haben, und er sei bereit gewesen, sie zu unterstützen und das Kind zu übernehmen. Um das Letzte habe er sogar gebittet und gebetet, doch das Maitli sei darauf nicht eingegangen und weder mit Güte noch mit Gewalt zu veranlassen gewesen, zum Bauern über den See zurückzukehren oder ihm das Kind zu überlassen. Und nun habe er, der Präsident, heute das Letzte versucht, seinetwegen möge der eigenschirrige Trozkopf nun das kleine Krötlein behalten, er sei kein Kindleinfresser. Uebrigens könne man auch nicht sagen, das Kind werde von ihr vernachlässigt, im Gegenteil, sie wende alles an den kleinen Zaupf*)

*) zerzaustes, unordentliches Kind.

und hungere lieber, um dem irgend einen hoffärtigen Fegen erkrämern zu können. Zudem sei sie jetzt gewarnt und werde sich nun wohl anders als mit Betteln durchzuhelfen suchen, da sie im Dorf bleiben müsse; sie habe sich ja nur aus Scham und Scheu vor den Dorfleuten in anderen Gegenden herumgetrieben, es sei merkwürdig genug, daß solche Geschöpfe dann wieder handkehrum so geschämig sein könnten. Aber an den Weiber- und Koflaunen könne sich der Teufel verrechnen. Damit war unsere Unterredung zu Ende. Ich erkundigte mich im Dorfe nach der Armen, konnte sie aber nicht ausfindig machen. Bald nachher jedoch sah ich sie mehrmals. Sie ging auf den Taglohn, d. h. sie ging in die Häuser, den Leuten waschen, Böden und Decken fegen und dergleichen. Immer hatte sie ihr Kleines mit und sang den ganzen Tag drauflos, wie eine Lachdrossel im März, trotz ihrer anstrengenden Arbeit.

Eines Tages führten mich Geschäfte das Dorf hinab und über den Sägeplatz. Es war Herbst und über dem Tal lachte der blaue Föhnhimmel, nur um die Bergzacken weit hinten im Tale hockten still und unbeweglich, wie steinbeschwerte Schanzenkörbe, schwarze Wolkenballen und wie geladene Kanonen stachen die beiden Bergspitzen daraus hervor. Aber niemand dachte mehr an ein Gewitter um diese Zeit. Bei dem Brücklein auf dem Sägeplatz hielt ich einen Augenblick an, denn ein Bild am Dorfbach fesselte mich. Dort stand an einer Waschbank die Marie, meine frühere Gespielin und fuhr mit den nackten, vollen Armen wacker in der aufplätschenden Wäsche herum. Neben dem verglimmenden Feuer, darob ein großer Kessel hing, am Bach, spielte ihr Bublein, der Josebeli, und kroch eben in das schier vollständig ausgetrocknete Bachbett. Das Kind sah geradezu wohlgekleidet aus. Es trug ein nettes weißes Sommerhütchen, ein rotes Röcklein und kleine neue Schnürschuhe und in einem Händchen hielt es einen großen angebissenen Apfel. Besser konnte das Kind des Gemeindepräsidenten nicht ausgerüstet sein. Es begann Sandhäufchen und Grübchen zu machen. Alle Augenblicke sah die junge Mutter nach dem im Bach kriechenden Kinde aus, ihre Augen strahlten vor Glückseligkeit und halblaut trällerte sie ein Schelmenliedchen nach dem anderen vor sich hin. Jetzt erblickte sie mich, grüßte freundlich und sah dann flüchtig errötend und scheu auf ihre Wäsche nieder. „Marie!“ redete ich sie an. „Ja, Herr?“ Lächelnd streifte mich ihr großes, blaues Auge. „Wie geht's Dir, magst Du auskommen mit Deinem Kleinen?“

„Ja, es fehlt uns soweit nichts.“ Es wurde wieder still und sie schaffte wacker drauflos. Sie war offenbar kein Waschweib landüblicher Art, sonst hätte sie nicht getrachtet, das Gespräch so kurz abzuthun.

„Wie heißt denn das Knäblein?“ fragte ich, um doch etwas sagen zu können. „Josebeli“, machte sie. „So, so, Josebeli.“

„Ja.“ Damit ging der Gesprächsfaden wieder aus, ich sagte ihr höflich Adieu und Auf Wiedersehen. „Adie, Herr!“ machte sie halblaut aber freundlich. Ich ging, etwas mißmutig, daß sie von ihrem ehemaligen Spielgefährten so wenig Notiz genommen, weiter, meinen Geschäften nach, doch freute es mich anderseits, zu wissen, wie glücklich und zufrieden sie sich mit ihrem Bublein trotz ihrer armseligen Verhältnisse fühlte. Es ging gegen Abend, als ich von meinem Ausgange aufs Land zurückkam. In tiefstem Blau leuchtete der Himmel und nur über den Bergzacken im Hinterthale stand eine brandkohlenschwarze Wetterwand und etwas wie das Knurren eines Stieres war dort hinten. Ich wunderte mich nicht wenig, den Bergfluß, die Alp hoch angeschwollen zu finden, als ich über die große Brücke ins Dorf kam, doch war es ja nichts Neues, daß am scheinbar hellsten Tage plötzlich alle Bäche aufgingen von Gewittern im fernen Thalende. Wie ich gegen das Brücklein am Dorfbach schritt, sah ich mit einemmale einen großen Auflauf von Leuten und beim Rockfessel, daran die Marie gestanden, drängten sich eine Anzahl Männer in einen wirren Knäuel zusammen und daraus hervor kam ein herzerreißendes Heulen, wildes Aufschreien, jämmerliches Bitten und Beten. Beängstigt eilte ich ebenfalls zu und mir war, als müßte ich vor Schrecken ohnmächtig werden: In den Armen einiger handfester Männer wand sich die Marie, biß, schrie, geiferte und fragte um sich, wie eine wütende Wildkatze und lärmte keuchend: „Laßt mich los, los, ihr Teufel ihr! Ich will ihm nach, das Wasser nimmt's fort, es lugt mich noch an mit den blauen Neuglein, lugt, lugt, dort ist sein rotes Röcklein! Buebli, Buebli!“ Sie rang und mühte sich verzweifelt, so daß sie die starken Männer nur mit Ach und Not zu meistern vermochten; aber endlich gelang es ihnen, die heiser Aufschreiende in den nahen Spital wegzuschleppen und zu tragen. Was da gegangen sei, fragte ich ein altes Weib. Oh, das gestaute Wildwasser sei mit einemmale, von niemandem erwartet, halt wie schon oft, wenn es im Hinterthale heimtückisch ein Gewitter abgelassen habe, dahergeraßt und habe der Wäscherin Bublein, das im Bache gefessen sei, mit fortgerissen und begraben und nur mit größter Mühe sei es gelungen, die Wäscherin, die dem Kleinen nachgesprungen sei, aus dem hochgehenden Wasser zu ziehen. Nun da sie wieder zum Bewußtsein gekommen sei, so tue sie wie eine Verrückte und wolle durchaus wieder ins Wasser, obwohl ihr Kind gewiß schon längst im großen Bergfluß dem fernen See zutreibe. Es sei eigentlich sündhaft, wie sich das Maitli aufführe, es täte nicht jede so wüßt, wenn ihr das Wasser schon unverhofft ihr wildgewachsenes

Kind und damit eine große Last abnähme. Aber dieses Fahrweib habe ja sonst immer ein Wesens und Getue mit seinem Fröchtlein gehabt, als wär's ein ehrliches und hätte einen Millionär zum Vater. Da sehe man wieder, es müsse eben allerlei für Narren und Küchenausfresser geben. Ich machte mich davon. Am andern Tage erkundigte ich mich nach der Unglücklichen und ihrem Kinde. Das Kind sei nicht mehr gefunden worden, hieß es, werde allweg unter ein Bachbord geraten sein; was es mit dem Maitli sei, wisse man selber nicht recht. Sie sei jetzt auffallend ruhig geworden, sitze alleweil still auf einem Bänklein und starre vor sich hin, der Arzt meine, sie sei schwermütig geworden und könnte sich noch ganz hinterfinnen. Später bekam ich den Bescheid, die Wäscherin sei nun wirklich ganz verrückt geworden, da sie aber still und gutartig sei, so habe man sie wieder laufen lassen. Sie führe sich durchaus recht auf, wasche den Leuten wieder und nur die kleinen Kinder seien vor ihr nicht sicher, denn wo sie eins in einer Wiege oder auf der Straße erblicke, wolle sie es forttragen und Mütterlis damit machen, man habe ihr schon zweimal Kinder mit Gewalt wegnehmen müssen und der Arzt habe gemeint, er täte das Maitli doch besser versorgen, es gefalle ihm gar nicht, sei total geistesgestört. Etwa einen Monat nachher begegnete ich ihr. Sie saß vor einem alten Hause auf der Stiege und starrte, die Lippen im Selbstgespräch bewegend, in den Boden. Ein schwermütiger Schatten lag auf ihrer bleichen Stirne. „Marie“, redete ich, „wie geht's Dir?“ Sie hob langsam den Kopf, sah mich mit ihren großen blauen Augen forschend an und fragte mit weinerlicher Stimme: „Wo ist der Josebeli?“ Es packte mich am Herz. „Der Josebeli“, antwortete ich, „der ist jetzt ein schönes Engelein im Himmel“.

„Ja, ich weiß es“, sagte sie und ein glückliches Lächeln ging plötzlich über ihr Gesicht, „er ist das schönste Engelein von allen, der Herr Pfarrer hat's auch gesagt, — und sitzt dem Gottvater im Schoß zuoberst am Tisch und macht „ritte, ritte Rösseli!“ mit ihm und singt alleweil:

„Josebeli“ im Wald,
 Diis Mütterli chunt bald.
 Josebeli, korsch nüd?
 Es ruschet im Gstüüb —,
 Diis Mütterli chunt z'springe,
 Will's s' Heimeh tuet zwingen;
 Will's s' Herz so mueß blange,
 Will es Glöggli dri hanget
 Und es Schlägeli dri inne
 Tuet allemil chingle:
 Buebeli mis, Buebeli mis!
 Bis s' Glöggli tuet springe.“

Mit leiser, glockenreiner Stimme hatte das Maitli das Liedchen gesungen. Plötzlich sah sie sich rasch allseitig um und flüsterte dann: „Du hör', wollen wir Mütterlis machen? Weißt, wir bekommen dann ein Kindlein, ich hab's aber versteckt, weil es mir die Buben alleweil nehmen wollen, schau!“ Sie griff rasch unter ihre Schürze und brachte ein hölzernes bemaltes Babi zum Vorschein. Dann wiegte sie's zärtlich im Arm, herzte es und ließ ihre mageren Finger wie ein Spinnlein über den Rock nach dem Babi laufen und machte neckisch: „Es chunt es Chrämmeli*) g'schwind, g'schwind, g'schwind is Büebelis Härzelt ine!“ Als ich leise von ihr wegging, sah sie erschrocken auf, versteckte flink ihr hölzernes Babi wieder und staunte vor sich hin. Ein paar Tage später sah ich die Arme zum letzten Male, sie lag tot, mit triefenden Haaren und Kleidern auf einer Matratze im Spital. Eben war sie aus dem vom zerrinnenden Neuschnee hochgeschwollenen Dorfbache gezogen worden, in den sie sich gestürzt hatte, als sie darin ein rotes Mastuch treiben sah. Sie wird es für das Kleidchen ihres Bübleins gehalten haben.



Juchhei, der Mai!

Von G. Lüthi, Kappel.

Was ist so befreiend wohl über die Nacht
Ins hangende Herz mir geschlichen?
Ich bin wie aus quälenden Träumen erwacht,
Und ein drückender Alp ist gewichen.
Weit auf mit den Fenstern! Balsamische Luft
Dringt flutend herein in die Wintergruft,
Und mit Lettern von Gold schreibt's die Sonn' an die Wand:
Juchhei, der Mai ist wieder im Land!

In Höh'n und in Tiefen, talauf, talab,
Ein Grünen und Knospenspringen;
Ein Siegen des Lebens über das Grab,
Ein jubelndes Singen und Klingen!
Es flüstern's die Wipfel in Busch und Hain,
Es rauschen's die Wasser im Felsgestein
Und es schmettert's der Fink am Waldesrand:
Juchhei, der Mai ist wieder im Land!

* Klettermäuschen.